

Ein Bischof blickt zurück

Nach dem geltenden Kirchenrecht wird jeder Bischof gebeten, nach Vollendung seines 75. Lebensjahres dem Papst seinen Amtsverzicht anzubieten¹. Dieser Schritt drängt mich, eine (Zwischen-)Bilanz meines Lebens zu ziehen². Mit 75 Jahren blicke ich auf 52 Priesterjahre und fast 30 Jahre als Weihbischof zurück. Es waren für mich erfüllte Jahre, reich an Erfahrungen aller Art. Vier davon möchte ich herausgreifen, weil sie mein Leben stark geprägt haben.

Theologie neu gelernt

Als ich 1949 gleich nach der Matura in Wien Theologie studierte, tat ich dies, weil ich Priester werden wollte, nicht so sehr aus Interesse an der damals gebotenen Wissenschaft. Es war nämlich eine eher rückständige Theologie. Die Bibelexegese stand unter den einengenden Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission aus den Jahren 1905 bis 1907 und der noch immer andauernden Verdächtigungen gegen einen sogenannten Modernismus³. Wir hörten daher lediglich eine dürre Wortexegese. Der Dogmatiker trug festgefügte Lehrsätze vor, die nachträglich durch Zitate aus der Heiligen Schrift bewiesen werden sollten und die er gegen allerlei „Adversarii“ genannte Gegner verteidigte, wozu vor allem Theologen der Reformation zählten.

Die Moralthologie verlor sich in einer fast peinlichen Kasuistik, die den Menschen mehr nach Normen als nach seiner Gesinnung beurteilte. Pius XII. hatte sich in der ersten Hälfte seines Pontifikats noch positiv gegenüber neuen Strömungen gezeigt, wie in der Enzyklika „*Divino afflante spiritu*“ (1943) zur Bibel, in „*Mystici Corporis*“ (1943) zum Kirchenbild, und er gab in „*Mediator Dei*“ (1947) sogar erste Anstöße zu einer Liturgiereform. In der zweiten Hälfte seines Pontifikats zeigten sich aber vermehrt restaurative Tendenzen, besonders in der Enzyklika „*Humani generis*“ (1950). Der Papst warnte vor einer Relativierung der Neuscholastik und schärfte erneut die Bedeutung des päpstlichen Lehramts ein. Die Folge waren Zensuren bekannter Theologen, besonders in Frankreich und auch im deutschen Sprachraum.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat eine große Wende gebracht. Ich hatte das Glück, es als Doktorand ganz aus der Nähe miterleben zu können, da ich von 1960 bis 1963 Kirchenrecht in Rom studierte und in der ersten Session des Konzils sogar

Konzilsstenograph war. Obwohl die ersten Entwürfe der Konzilsdokumente noch im Sinn der traditionellen Theologie konzipiert waren, setzten sich im Lauf der Konzilsarbeit zu unserem Erstaunen die Ansätze der neueren Theologie durch. Das Kirchenbild wurde nun neu, stark von der Bibel ausgehend, entworfen und der Tradition des ersten Jahrtausends entsprechend. Es stand nicht mehr der hierarchische Aufbau im Vordergrund, sondern die gemeinsame Berufung aller Getauften. Das ermöglichte auch den von Johannes XXIII. so eindringlich angemahnten Dialog mit den anderen christlichen Kirchen. Moderne Bibelwissenschaft, außerhalb der römisch-katholischen Kirche schon vorher weit entwickelt, wurde nun in der dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung „*Dei verbum*“ anerkannt und für die Auslegung der Schrift verpflichtend gemacht. Die Glaubenslehre sollte nun von der Bibel ausgehen, lehrte das Konzil; sie ist ja höchste Richtschnur des Glaubens und Seele und Fundament der Theologie. Die längst notwendige Korrektur des Verhältnisses der römisch-katholischen Kirche zum Judentum wurzelte in einer profunden Exegese. Die so positive Anthropologie in der Pastoralkonstitution „Über die Kirche in der Welt von heute“ (*Gaudium et spes*) ließ den Menschen nicht mehr zuerst als den erbsündlich Gefallenen sehen, sondern als „*Imago Dei*“, als „Abbild Gottes“ und damit vorab in seiner vom Schöpfer her geschenkten Würde. Kernaussage dabei war die starke Betonung des Gewissens, jenem „Heiligtum im Menschen, wo er allein ist mit Gott“ (GS 16). Diese Sicht fordert zu einer intensiven Bildung des Gewissens heraus; aber so gesehen wird der Mensch nicht zunächst nach äußeren Akten beurteilt, sondern nach seiner inneren Haltung, seiner Gesinnung. Nur von daher war auch der Grundsatz von der „verantworteten Elternschaft“ (GS 50,2) verständlich, aber auch die Zuerkennung der Religionsfreiheit. Die Konzilsväter hatten den Mut, frühere Lehrmeinungen weiterzudenken, wie in der Ehelehre, oder sogar zu korrigieren, wie in der Frage der Religionsfreiheit⁴.

Wieso war ein so unerwarteter Fortschritt möglich? Die meisten Bischöfe waren doch in der „alten“ Theologie unterrichtet, hatten sie sogar gegen „Neuerungen“ in ihren Diözesen oft verteidigt. Schon in der Vorbereitungszeit des Konzils fiel auf, daß viele Theologen, die vorher noch unter Rede- oder Schreibverbot standen, nun in Rom beratend mitarbeiteten. Darüber hinaus nahmen viele Bischöfe sie sogar als ihre persönlichen Berater und „lernten“ von ihnen. Wohl die prominentesten Berater waren Karl Rahner SJ bei Kardinal Franz König und der junge Dogmatiker Joseph Ratzinger bei Kardinal Joseph Frings aus Köln. Es war ein historisches Ereignis, daß eine von Natur gegebene Spannung zwischen Lehramt und theologischer Forschung auf einmal in gemeinsamer Verantwortung fruchtbar wurde.

Ich habe durch das Konzil eine neue Freude an der Theologie gewonnen, gewissermaßen „neu“ Theologie gelernt. Das war auch die Voraussetzung, daß ich später so intensiv in der Erwachsenenbildung arbeitete. Ich sah meine Aufgabe, die neuen Ansätze der Theologie möglichst weit zu verbreiten und dadurch vielen zu helfen,

neue Zugänge zum Glauben zu finden. Dabei forderten mich Vorträge und Publikationen, aber auch die vielen Anfragen der Zuhörer heraus, immer weiterzulernen.

Um den wahren Fortschritt in der Theologie durch das Konzil weiß am besten meine Generation, weil wir seinerzeit noch ganz anders ausgebildet worden waren. Im eigenen Weiterdenken hat uns damals besonders das Buch „Einführung in das Christentum“ von Joseph Ratzinger geholfen, eine Zusammenfassung seiner Vorlesungen im Wintersemester 1967 in Tübingen. Entgegen der oft schwer lesbaren Theologie eines Karl Rahner beeindruckten mich die klare und so gut verständliche Sprache Ratzingers und die Art der Weiterentwicklung vieler Fragen, die schon seit Jahren im Raum standen. Übrigens hat Kardinal Ratzinger dieses Buch im Jahr 2000 ohne Änderungen neu auflegen lassen⁵.

Heute kommen auf die Kirche ganz neue Herausforderungen zu in einer immer säkularer werdenden Gesellschaft mit noch unabsehbaren Problemen, etwa in Bioethik und Gentechnologie. Die Kirche steht einer neu wachsenden Religiosität gegenüber, die sehr diffus ist und außerhalb der Großkirchen gesucht wird. Sie ist zum Gespräch mit den Weltreligionen verpflichtet, weil Friede unter den Religionen eine unabdingbare Voraussetzung für den Frieden in der Welt ist. All diesen Herausforderungen wird die Kirche nur gewachsen sein, wenn die Bischöfe, also die Vertreter des Lehramtes, wieder wie beim Konzil mit den Frauen und Männern in der theologischen Forschung vertrauensvoll und sozusagen „auf gleicher Augenhöhe“ zusammenarbeiten, aber auch die vielen neuen Erkenntnisse in den Humanwissenschaften in ihrer Eigenständigkeit ganz ernst nehmen.

Vorbereitung des Papstbesuchs 1983

Papst Johannes Paul II. hatte von sich aus wissen lassen, daß er im Rahmen seiner pastoralen Besuche auch nach Österreich kommen wolle. Um diesen Besuch nicht nur zu einem medialen Großereignis werden zu lassen, tauchte die Idee auf, durch einen gesamtösterreichischen Katholikentag einen spirituellen Vorgang einzuleiten, der in der Begegnung mit dem Papst seinen Höhepunkt finden sollte. Um geistige Konzeption und organisatorische Durchführung nahm sich die Katholische Aktion an, die damals in der Kirche in Österreich noch sehr stark war. Dahinter standen vor allem Frauen und Männer, die sich schon vorher in den verschiedenen Diözesansynoden und im Österreichischen Synodalen Vorgang⁶ intensiv für die Umsetzung der Konzilsbeschlüsse eingesetzt hatten.

Als Motto wählte man: „Hoffnung leben – Hoffnung geben“. In den einzelnen Diözesen sollte dieses Thema durch eigene Veranstaltungen entfaltet werden. Als Zeichen der Gemeinsamkeit war eine Schlußveranstaltung in Wien mit dem Papst geplant. Kardinal König bat mich namens der Bischofskonferenz, die notwendigen Vorarbeiten für den Papstbesuch mit Rom abzusprechen – ein ehrenvoller, aber überaus heikler Dienst.

Der damalige Nuntius in Österreich, Erzbischof Mario Cagna, nahm aus gesundheitlichen Gründen an den Vorbereitungsarbeiten nicht teil. Nuntiatursekretär war damals Monsignore Jan Bielaszewski, ein Pole aus Lublin. Er war ein musischer Mensch, und ich verstand mich sehr gut mit ihm. Vorteilhaft war, daß er seinerzeit Sekretär bei Erzbischof Eduardo Martínez Somalo in der Nuntiatur in Brasilien war, der nun als Substitut im Staatssekretariat den österreichischen Papstbesuch verantwortete. Auch die Zusammenarbeit mit der deutschen Abteilung im Staatssekretariat, geleitet von Prälat Erwin Josef Ender, dem heutigen Nuntius in Deutschland, war sehr gut, mitbrüderlich und vertrauensvoll.

In den diözesanen Veranstaltungen in Vorbereitung auf den Katholikentag kamen in den bewegten 80er Jahren natürlich auch manche heikle Themen zur Sprache. In der Diözese Gurk-Klagenfurt beriet man zum Beispiel über „gegeneinander-nebeneinander-miteinander“, in der Diözese Feldkirch über „Gesetz und Gewissen – Gerechtigkeit und Erbarmen“. In Linz – vor allem getragen von der katholischen Frauenbewegung Österreichs – ging es um das Thema „Die Frau in Kirche und Gesellschaft“. Von gewissen Kreisen – sie waren schon durch ihre Kritik in manchen Diözesansynoden aufgefallen – wurde in Rom das Gerücht verbreitet, der Papst würde bei seinem Besuch mit besonders kritischen Themen konfrontiert werden. Das hatte offenbar seine Wirkung nicht verfehlt. Als ich im April 1983 wieder einmal in Rom war, teilte mir Prälat Ender mit, der Papst habe Kurienbischof Paul Josef Cordes (er stammt aus Paderborn) beauftragt, die Vorgänge in Österreich kritisch zu verfolgen. Offiziell war davon weder Kardinal König noch sonst jemand in der Bischofskonferenz verständigt worden. Verwundert nahm ich das zur Kenntnis und lud Bischof Cordes ein, sich möglichst bald in Österreich umzusehen, wozu es aber dann gar nicht mehr kam. Als nämlich im Mai Roberto Tucci SJ, der damalige Reisemarschall des Papstes, nach Österreich kam, um die letzten Anweisungen zu geben, war er mit den Vorbereitungsarbeiten hoch zufrieden. Offenbar teilte er dies dem Papst mit. Jedenfalls nahm Cordes keinen Einfluß mehr wahr und zählte dann auch nicht einmal zum Gefolge des Papstes beim Besuch.

Die Ernennung einer „römischen Aufsichtsperson“ ohne unser Wissen aber machte deutlich, daß in Rom gegen die Kirche in Österreich und gegen die Bischöfe „Stimmung“ gemacht worden war. Kardinal König hielt sich in seiner Großzügigkeit aus der ganzen Sache weitgehend heraus und überließ die Vorbereitungsarbeiten vertrauensvoll mir bzw. Bischof Johann Weber als Ortsbischof von Maria Zell, wo der Papst auch hinkommen sollte, und Bischof Egon Kapellari, der damals Jugendbischof war.

Der Papstbesuch vom 11. bis 14. September 1983 verlief dann glanzvoll. Die Europavesper am Samstag, dem 11. September – zugleich ein Gedenken an die Türkenbelagerung vor 300 Jahren – war in der Gestaltung und in der Ansprache des Papstes eine optimale Bewältigung eines so heiklen Themas angesichts vieler Türken, die nun in Österreich lebten. Das Treffen mit der Jugend am selben Abend im

Wiener Stadion hat den Papst zutiefst beeindruckt. Die große Messe am Sonntag im Donaupark wurde trotz des furchtbaren Regens zu einer Manifestation größter Liebe zu Kirche und Papst und zu einem Zeichen der Einigkeit der österreichischen Katholiken, die sich in großer Zahl nun aus allen Bundesländern in Wien versammelt hatten. Aus dem Gefolge des Papstes hieß es am Schluß, der Besuch in Österreich sei so gut verlaufen, daß er als Modell für andere Besuche in Europa gelten könnte.

Der Papstbesuch war ein Höhepunkt kirchlichen Lebens in Österreich, gleichzeitig scheint er aber doch eine Wende eingeleitet zu haben. Dies zeigte die Stimmung in manchen römischen Kreisen, aber auch eine einseitige Interpretation des Papstbesuchs in Österreich selbst, sogar von Politikern. Die Verdächtigungen in Rom hatten das Vertrauen zu Österreichs Bischöfen beschädigt. Selbst Kardinal Opilio Rossi, langjähriger Nuntius in Österreich, der damals in Rom für die Laienarbeit zuständig war, hat mir bei einem Besuch in der Vorbereitungszeit besorgt die Frage gestellt, ob wir den Papst wohl auch freundlich empfangen würden. Ich fühlte mich sehr betroffen und sah, welche Kreise die Denunzianten erreicht hatten.

Auch der Papst fuhr nach dem eindrucksvollen Besuch offenbar mit einer gewissen Enttäuschung heim. Das merkte ich im Jahr drauf, als er die Schweiz besuchte. Ich dankte ihm dort noch einmal für den für uns so wertvollen Besuch. Er hob den Finger ein wenig drohend und sagte: „Aber in der Schweiz kann ich länger bleiben!“ Ich meine, daß dem Papst bis zuletzt unser Konzept mit dem Katholikentag und die deshalb so wichtige Konzentration aller in Wien nicht bewußt geworden waren. Kardinal König hatte ihn offenbar darüber nie direkt informiert. Ich selbst hatte mehrmals im Staatssekretariat gebeten, dem Papst persönlich die Vorbereitung erklären zu dürfen, was aber als nicht notwendig abgetan wurde, weil ohnehin alles gut laufe. Nur Bischof Kapellari gelang es noch im Sommer 1983, den Papst persönlich über die Jugendveranstaltung zu informieren.

Aber auch die Kritik in Österreich selbst, und zwar von Politikern, die uns sehr nahestanden, ließ aufhorchen. Im Österreichischen Jahrbuch für Politik 1984, einer Publikation der Politischen Akademie der Österreichischen Volkspartei (ÖVP), erschien eine sehr ausführliche, kritische Analyse⁷. Dort meinte man, die Ereignisse um den Papstbesuch hätten einen in den letzten Jahren gewachsenen „pluralistischen Katholizismus“ gezeigt. Pluralismus gäbe es in der Kirche von Österreich statt klarer Aussagen in Einigkeit. Man ortete Spannungen zwischen Laienorganisationen und Bischöfen, ja sogar abweichende Haltungen der Bischöfe in manchen lehramtlichen Fragen. In der zitierten Kritik wurden auch aus den Reden des Papstes wiederholte Vorwürfe gegen die Bischöfe herausgelesen. Zu einer besseren Interpretation der Texte hätten wohl jene beitragen können, die an der Vorbereitung der Reden mitgearbeitet haben. Denn solche Papstreden entstehen ja nicht allein in Rom. Aber den Äußerungen von hohen Politikern wurde offenbar in Rom Glauben geschenkt. Dabei stand hier im Land sicher eine unverhohlene Kritik an der Ära

Kardinal König dahinter, dem man eine Mitschuld an den politischen Entwicklungen der letzten Jahre zuschrieb, in der die ÖVP die Mehrheit verloren hatte. Die Kritik im genannten Jahrbuch pipfelte im Fazit des Papstbesuchs:

„Für Klerus und Hierarchie in Österreich, für die ganze Kirche bedeutet dies einen neuen Auftrag, der in seiner Tragweite offensichtlich noch nicht ganz erkannt wurde.“

Ergänzend meinte man, die Bischofsernennungen – man dachte an die künftigen – seien ein wichtiges Instrument, dies zu erreichen⁸.

Solche Ernennungen erfolgten ab 1986, nach dem Rücktritt von Kardinal König aus Altersgründen, in mehreren Diözesen. Historiker werden einmal zu beurteilen haben, wer alles für diese Veränderung des Kirchenkurses Königs Verantwortung trug. Jedenfalls haben einige Bischofsernennungen seit damals der Kirche in Österreich, aber auch der vatikanischen Kirchenpolitik sehr geschadet. Viele Gläubige wurden auf eine harte Probe ihrer Loyalität gestellt und nicht wenige sogar zum Kirchenaustritt motiviert.

Als „Schulbischof“ den neuen Religionsunterricht „verteidigt“

Bald nach meiner Ernennung zum Weihbischof wurde mir in der Bischofskonferenz das Referat „Schule“ übertragen. Damit war ich besonders verantwortlich für Fragen der Schulpolitik, die katholischen Privatschulen, vor allem aber für den Religionsunterricht. Nach der österreichischen Gesetzeslage müssen Lehrpläne und Religionsbücher, weil für ganz Österreich geltend, von der Bischofskonferenz approbiert werden.

Seit Mitte der 70er Jahre war der Religionsunterricht in der Gesellschaft, daher auch unter Religionspädagogen sehr in die Diskussion geraten. Am Modell der Schule zeigte sich für uns Bischöfe in besonderer Weise die neue Herausforderung einer inzwischen veränderten Gesellschaft: eine Gesellschaft, in der die Kirche nicht mehr dominiert, in der Glaubenstraditionen nur bruchstückhaft weitergegeben werden, in der eine Jugend heranwächst, die zur Kirche eher distanziert ist. Schließlich war inzwischen der Religionsunterricht nicht mehr wie früher vornehmlich in der Hand der Priester, sondern wurde immer mehr von Laien gehalten, die aber in Wahrheit keine „Laien“ waren, sondern theologisch und auch pädagogisch-didaktisch ausgezeichnete Fachleute.

In dieser plural gewordenen Gesellschaft gewann eine liberale Politik an Einfluß. Von dort her wurde die Berechtigung eines konfessionellen Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen und seine Finanzierung durch den Staat in Frage gestellt. Sollte die Kirche nun mit all ihren Einflußmöglichkeiten darum kämpfen, ihre bisherigen „Privilegien“ zu halten, aber dadurch den Religionsunterricht zu einem „Sonderfach“ werden zu lassen, wie manche meinten? Der viel bessere Weg schien,

den Religionsunterricht so zu gestalten, daß er zu einer (unverzichtbaren) Ergänzung des schulischen Bildungsprozesses insgesamt wird, wo also schulpädagogische und theologisch-kirchliche Argumentation einander treffen. Schon die Würzburger Synode (1971–1975) nannte dies 1974 das „Konvergenzmodell“⁹. Das verändert aber den Hauptansatz des Religionsunterrichts: Nicht mehr die direkte Glaubensverkündigung steht im Vordergrund, vielmehr will man von der Biographie des jungen Menschen ausgehend ihm Hilfe bieten für die Entfaltung seiner Persönlichkeit und bei der Sinndeutung seines Lebens, und zwar im Rahmen der Schulbildung insgesamt. In einem so konzipierten Religionsunterricht sieht die Synode allgemein „ein Angebot von Bewältigungsmustern des Lebens – zur freien Aneignung durch den Schüler und zur Vorbereitung zu einer mündigen Glaubensentscheidung“¹⁰. Konkret ergeben sich dann für diesen „neuen“ Religionsunterricht folgende Schwerpunkte:

„Er weckt und reflektiert die Frage nach Gott, nach der Deutung der Welt, nach dem Sinn und Wert des Lebens und nach den Normen für das Handeln des Menschen und ermöglicht eine Antwort aus der Offenbarung und aus dem Glauben der Kirche;

er macht vertraut mit der Wirklichkeit des Glaubens und der Botschaft, die ihm zugrunde liegt und hilft, den Glauben denkend zu verantworten;

er befähigt zu persönlicher Entscheidung in Auseinandersetzung mit Konfessionen und Religionen, mit Weltanschauungen und Ideologien und fördert Verständnis und Toleranz gegenüber der Entscheidung anderer;

er motiviert zu religiösem Leben und zu verantwortlichem Handeln in Kirche und Gesellschaft.“¹¹

Die Synode zieht nach einer solchen Zielsetzung des Religionsunterrichts den Schluß:

„Einem Religionsunterricht nach dem vorliegenden Konzept kann nicht nachgesagt werden, er sei nur zur kirchlichen Nachwuchssicherung da und diene lediglich dazu, die Schüler durch Festlegung auf Antworten des katholischen Glaubens einzuengen oder gar zu fixieren.“¹²

Ein solcher Religionsunterricht will vielmehr einen Dienst anbieten, und zwar dem Jugendlichen, der Familie, aus der er kommt, aber auch der Schule, die sich ja um diesen Jugendlichen in ganzheitlicher Weise bemühen soll und will.

Nach diesem Konzept wurden nun neue Lehrpläne entworfen und Religionsbücher geschrieben. Zugute kam uns in Österreich, daß die Lehrbücher vom Staat bezahlt gratis an die Schüler weitergegeben werden. Wir konnten daher auch immer wieder neue auflegen und die Erfahrungen mit den früheren einarbeiten. Eigene Lehrbuchkommissionen begleiteten das Entstehen dieser Bücher. Ich selbst war sehr oft dabei und erlebte die Gewissenhaftigkeit und die pädagogisch-katechetische Kompetenz der Verfasser. Für mich waren diese Sitzungen zeitraubend, aber überaus lehrreich. Zum Schluß mußte ich dann jeweils den fertigen Entwurf dem

Plenum der Bischofskonferenz zur Approbation vorlegen. Die Zustimmung zu erlangen war oft nicht leicht, die Kritik bisweilen hart. Es seien die Glaubenswahrheiten nicht umfassend genug dargestellt. Man sollte sie direkter darlegen und nicht erst auf vielen „Umwegen“ dazu kommen. Es werde zu wenig Glaubenswissen vermittelt, man bleibe zu sehr bei bloßer „Lebenshilfe“. Kritische Bemerkungen zu Vorgängen in der eigenen Kirche seien in einem Lehrbuch nicht am Platz. Man stieß sich an „jugendgemäßen“ Bildern und manch provokanten literarischen Zitaten. Zu guter Letzt erreichte ich doch fast für alle Bücher die Approbation, die innere Zustimmung aber fehlte bei manchen Bischöfen.

Die Gründe für die zögernde Zustimmung waren vielfältig. Die Bischöfe standen unter dem Druck negativer Kritik am Religionsunterricht von „außen“. Die Zahl der Kritiker war nicht so groß, aber ihr Einfluß stark. Eltern beschwerten sich, daß ihre Kinder durch den neuen Religionsunterricht zu wenig im Glauben gefestigt würden. (Als ob man gerade die Weitergabe des Glaubens der Schule überlassen könne und nicht oft die Familien selbst versagten!) Priester klagten, daß Jugendliche im Religionsunterricht nicht zu mehr pfarrlichem Engagement und zur regelmäßigen Teilnahme am Gottesdienst motiviert würden. Freilich schien der fast dramatische Schwund an Glaubenswissen in der Gesellschaft solcher Kritik recht zu geben, aber es war kurzsichtig, dafür nur dem Religionsunterricht die Schuld zu geben. Einen Hauptgrund für das geringe Verständnis der Bischöfe für die neuen Bücher sah ich aber darin, daß sie zu wenig Erfahrung mit der augenblicklichen Situation der Jugend in der Schule hatten, selbst kaum jemals unterrichteten, oder wenn, dann vor langer Zeit. Vor allem schienen ihnen die neuen Ansätze des Religionsunterrichts nicht überzeugend. Mehrmals lud ich daher alle Bischöfe Österreichs zu Studientagungen zu diesem Thema ein. Einmal referierte der Fundamentalthologe Jürgen Werbeck aus Münster, ein anderes Mal Bischof Joachim Wanke aus Erfurt. Leider kam es dort kaum zu den von mir gewünschten grundsätzlichen Auseinandersetzungen. Um so erfreuter war ich, als ich vom Wiener Stadtschulrat – der amtsführende Präsident war Sozialist – eingeladen wurde, in seinen Amtsräumen über Ansätze und Ziele des Religionsunterrichts aus der Sicht der katholischen Kirche zu referieren¹³. Die Teilnahme war so groß, daß das Referat in zwei Säle übertragen werden mußte. Die anschließende Diskussion zeigte hier das große Interesse am neuen Religionsunterricht, und daß man das „Konvergenzmodell“ verstand, also Religionsunterricht auf der Schnittlinie von pädagogischer und theologischer Begründung.

In meiner Tätigkeit als Schulbischof hatte ich viele Kontakte mit dem Deutschen und dem Schweizerischen Katechetenverein. Ich war bei vielen Tagungen dabei, oft auch als Referent. Dadurch lernte ich die Entwicklung der letzten Jahrzehnte in diesen Ländern kennen, aber auch ähnliche Spannungen wie in Österreich zwischen Religionspädagogen und dem Lehramt. Zweimal habe ich auch in Rom bei internationalen Kongressen Vorträge halten können. Ich bin für all diese

Erfahrungen sehr dankbar. Mein Blick als Weihbischof in Wien ist dadurch viel weiter geworden.

Seit mehreren Jahren leitet nun Kardinal Christoph Schönborn OP selbst das Referat „Schule“ in der Österreichischen Bischofskonferenz. Neue Probleme sind aufgetaucht. Beim Ad-limina-Besuch der österreichischen Bischöfe in Rom im November 2005 erwähnte er diese selbst ausdrücklich und selbstkritisch. Religionsunterricht muß immer erneuert werden. Das wird aber nur gelingen, wenn man die großen Herausforderungen unserer Zeit durch die Veränderung der Gesellschaft, der Schule und besonders der Jugend aufmerksam zur Kenntnis nimmt. Die rechte Antwort darauf wird man nur in einer intensiven, aber auch sehr vertrauensvollen Zusammenarbeit von Bischöfen mit Religionspädagogen und Praktikern finden. Religionsunterricht in der Schule ist eine unschätzbare Chance, mit fast allen Jugendlichen im Reifealter in Kontakt zu treten. Religionsunterricht in der öffentlichen Schule schafft auch Gelegenheit, das Bildungswesen insgesamt mitzugestalten und zu bereichern. Freilich hat die Kirche hier keine Privilegienstellung, sondern bietet einen sehr wichtigen Beitrag zum schulischen Geschehen an, aber aus dem Selbstbewußtsein heraus, eine Hilfe zu leisten, die sonst von nirgends anders kommen kann.

Trotz allem reift die Saat des Konzils

Mein Leben als Priester und Bischof ist ganz besonders vom Zweiten Vatikanischen Konzil geprägt. Als junger Priester von Kardinal König 1960 zum Kirchenrechtsstudium nach Rom geschickt, verfolgte ich dort die Vorbereitungen des Konzils mit. Während der ersten Session durfte ich, wie gesagt, im Konzil Schreibdienste verrichten. Nach Österreich zurückgekehrt, war ich sechs Jahre Pfarrer und erlebte an der Basis die positiven Auswirkungen des Konzils. Bei der Wiener Diözesansynode 1969 bis 1971 arbeitete ich engagiert mit, wurde in dieser Zeit an die Diözesankurie gerufen und begleitete von dort maßgeblich die Umsetzung des Konzils in Priesterbildung und pastoraler Praxis. Seit 1977 erlebte ich als Weihbischof in der Österreichischen Bischofskonferenz den durchaus positiven Einsatz der Mitbrüder im Geist des Konzils. Etliche waren noch selbst Konzilsväter gewesen. 1994 schrieb ich das Buch „Im Sprung gehemmt“¹⁴. Darin versuchte ich das Anliegen des Konzils darzulegen, erwähnte aber auch kritisch, was mir bei der Verwirklichung der Beschlüsse doch noch alles fehlt. Heute gehöre ich zu den allerletzten Zeitzeugen des Konzils. Die Konzilsväter sind fast alle tot. Zeitzeugen sind nur mehr die damals jungen Mitarbeiter, zum Beispiel theologische Berater wie Hans Küng oder Joseph Ratzinger. Im Vorjahr, also 40 Jahre nach Konzilsende, wurde ich daher häufig zu Referaten eingeladen: in Österreich, in Deutschland und in der Schweiz.

Heute erlebe ich eine jüngere Generation, für die das Konzil ein weit zurückliegendes Ereignis der Geschichte ist, das sie kaum kennen, das sie auch nicht mehr

sehr interessiert. Aber insgesamt in der Kirche nehme ich eine zunehmende Kritik am Konzil und an seinen Auswirkungen wahr. Natürlich will sich niemand – außer ganz reaktionäre Kreise – direkt gegen das Konzil stellen, aber die Auslegung ist umstritten. Hat es nicht eher doch nur Restauration gewollt, statt Reform, die manche ungeduldig fordern? Hat es Aufbruch gebracht, oder nicht auch manchen „Abbruch“?

Der Grund für so geteilte Meinungen ist vielfältig. Es gab von Anfang an zwei „Konzilsparteien“. Das Konzil war von starken Kreisen der römischen Kurie nicht gewollt. Die Gegner des Konzils bekamen wieder Aufwind, als in den 80er Jahren Enttäuschungen und Müdigkeit in der Kirche aufkamen und man negativen Veränderungen in der Gesellschaft durch eine – wie sie meinten – durch das Konzil „geschwächte“ Kirche nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Ein weiterer Grund war, daß die Konzilsdokumente in ihrer Endfassung Kompromißtexte sind, die unterschiedliche Interpretationen zulassen. Schließlich aber wurde die traditionsbezogene Denkrichtung in den letzten Jahren durch römische Weisungen und zum Teil auch durch Personalentscheidungen einseitig unterstützt. Solche Erfahrungen schmerzen mich. Sie können mir aber die positive Haltung zum Konzil nicht rauben. Ja, ich nehme Zeichen wahr, daß letztlich die Saat des Konzils trotz mancher Hindernisse stetig weiterwächst.

Gerade meine Generation hat erlebt, welchen Fortschritt die Kirche durch das Konzil insgesamt gemacht hat. Otto Hermann Pesch resümierte einmal, daß vom Konzil eigentlich doch „ungeheuer viel“ rezipiert worden ist. Er sieht dies in einer Änderung der Mentalität, in der Art theologischer Reflexionen, in neuen kirchlichen Lebensformen und einem „Kirchengefühl“, das um 1950, als er studierte, vielleicht zu erträumen, aber keinesfalls zu erwarten gewesen ist:

„Freilich, nur die Älteren können das noch voll ermessen. Den Jüngeren, die sich heute so oft an der Kirche wund reiben, muß man sagen: Ihr lebt heute als Katholiken, aber auch als Beobachter auf dem Boden von Selbstverständlichkeiten, die ihr dem Konzil verdankt.“¹⁵

Zum andern jedoch erlebe ich allenthalben Aufbrüche, die zukunftsweisend sind. Selbst die oft belastenden Spannungen zeugen von Leben und kündigen Zukünftiges an. Einen solchen Aufbruch zeigen neue geistliche Bewegungen. Sie sind dann zukunftsweisend, wenn sie sich als Teil des Ganzen verstehen, aber nicht als der alleinige Weg und wenn sie die notwendigen Erneuerungen der Kirche sehen und mitverantworten wollen.

Ein weiterer Aufbruch geschieht an der Basis. Die Zahl der Kirchenbesucher hat in den letzten Jahren abgenommen, das Engagement derer, die (noch) kommen, ist aber wesentlich gewachsen. Dies zeigt sich in der Vorbereitung der Sakramente wie Erstkommunion und Firmung, aber auch in der Selbständigkeit der Gemeinden, besonders dort, wo kein Priester mehr am Ort wohnt.

Viele Pfarreien suchen eigene Wege in der Pastoral, auch in so heiklen Fragen wie der Pastoral an wiederverheirateten Geschiedenen. Da die römischen Vorschriften

kaum Spielraum lassen, sucht man die Probleme individuell zu regeln und dabei die Gewissensentscheidung der Betroffenen (nach Beratung) zu respektieren. Das entspricht nicht immer der momentanen gesamtkirchlichen Rechtslage. Inzwischen scheint aber die Basis in oft sehr verantwortungsvoller Weise eben für eine allgemeine Regelung Wege zu suchen und „auszuprobieren“¹⁶.

Auch die Spannungen innerhalb der Kirche sind Zeichen von Leben¹⁷, zum Beispiel die Spannungen zwischen geweihten Amtsträgern und nichtgeweihten Gläubigen. Grund dafür ist, daß das Konzil wohl das gemeinsame Priestertum wieder stark betonte, dieser neue Ansatz aber theologisch offiziell nie weitergedacht wurde. Es genügt nicht, solchen Spannungen geltendes Recht entgegenzuhalten, sondern es tut Not, die Fragen theologisch gesamtkirchlich zu diskutieren, und zwar offen für neue Lösungen.

Eine weitere Spannung gibt es heute wiederum zwischen Lehramt und Theologie. Sie ist naturgegeben, da das Lehramt den Glauben bewahren, die Theologie aber durch die Forschung zur Glaubensentfaltung beitragen soll. Es müßte wieder zu einer belebenden Spannung kommen wie beim Konzil, als Bischöfe und Theologen vertrauensvoll gemeinsam die Verantwortung für Neues trugen.

Ein weiterer Grund zu Hoffnung ist, daß das Interesse an Theologie wächst, obwohl das Image der Kirche gesunken ist. In Wien studieren an der katholisch-theologischen Fakultät zur Zeit 900 Frauen und Männer¹⁸. Daneben gibt es „Theologische Kurse“, die in 26 Monaten alle wichtigen theologischen Fächer vermitteln. In immer mehr Pfarren wird das Angebot von theologischen Blockveranstaltungen angenommen. Dadurch entstand in den letzten Jahrzehnten eine sehr große Zahl theologisch gut gebildeter Laien, die sich für eine kompetente Mitarbeit und Mitverantwortung in Pfarren und Diözesen qualifiziert haben – ein Potential, das noch viel zu wenig ausgeschöpft wird.

Die Ökumene gewinnt zunehmend an Bedeutung. In Österreich ist sie in den letzten Jahren erfreulich gewachsen. Seit 1991 ist die römisch-katholische Kirche in Österreich Vollmitglied im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRKÖ). Ihm gehören 14 christliche Kirchen in Österreich an. Er hat in letzter Zeit in der Öffentlichkeit sehr an Bedeutung gewonnen: einmal durch qualifizierte Stellungnahmen nach Brüssel zu Themen wie „Fremdenfeindlichkeit“, „Menschenwürdiges Sterben“, „Soziale Gerechtigkeit“, „Gentechnik“; zum andern aber durch ein „Ökumenisches Sozialwort“, das 2003 herausgegeben wurde. Es scheint, daß sich künftig in Österreich zu innenpolitischen Fragen nicht mehr so sehr die einzelnen Kirchen allein melden werden, sondern die christlichen Kirchen gemeinsam.

Man bedauert, daß die Kirche in der „säkularen“ Öffentlichkeit immer weniger Anerkennung findet. Gleichzeitig steigen aber dennoch die Erwartungen von außen an die Christen, damit wohl auch an die Kirchen im Hinblick auf die immer größer werdenden Probleme in der Gesellschaft und der zusammenwachsenden Welt. Joseph Weiler zum Beispiel, ein jüdischer Europarechtler, hat ein Plädoyer für ein

christliches Europa gehalten¹⁹. In der Debatte um die Präambel in der europäischen Verfassung ortet er eine „Christophobie“: Widerstände, „die sich nicht aus prinzipiellen verfassungsrechtlichen Gründen ableiten, sondern aus Motiven soziologischer, psychologischer und emotionaler Art“²⁰. Er bekennt, daß die christliche Lehre wichtige Impulse für die europäische Wertediskussion bieten kann. Man kann sie zurückweisen, denn wir leben in einer Demokratie: „Aber ihre Abwesenheit macht uns alle ärmer.“ Oder der atheistische bosnische Dichter Dževad Karahasan, der in einem Interview in Österreich sagte: „Europa auf das Christentum zu reduzieren, das wäre sehr schade. Aber auf das Christentum zu vergessen, das wäre eine Katastrophe.“²¹

Solche Erwartungen kann die römisch-katholische Kirche aber nur erfüllen, wenn sie sich konsequent im Sinn des Konzils weiterentwickelt und Mut zu längst fälligen Erneuerungen hat. Dazu hat Johannes Paul II. bei seiner allgemeinen Gewissenerforschung mit Blick auf das dritte Jahrtausend gemahnt:

„Die Gewissensprüfung darf auch die *Annahme des Konzils*, dieses großartigen Geschenks des Geistes an die Kirche gegen Ende des zweiten Jahrtausends, nicht unberücksichtigt lassen.“²²

Diesen Aufruf hat der Papst 1994, also vor zwölf Jahren, an uns alle gerichtet. Ich wundere mich, daß seither offiziell in der Kirche viel zu wenig Konsequenzen aus dieser verordneten „Gewissenerforschung“ gezogen worden sind. Dennoch bin ich zuversichtlich, daß der Weg des Konzils weitergeht. Dies zu glauben, ermutigen mich die Sehnsucht und Hoffnung weiter Kreise an der Basis, die nicht aufhören, Erneuerung voranzutreiben und sie immer wieder anzumahnen. In der Hoffnung auf eine Erneuerung bestärkt mich auch der Konsens unter vielen Theologen, sogar unter Bischöfen, längst anstehende Reformen doch endlich anzugehen. Schließlich nehme ich einen „Reformstau“ wahr – ähnlich dem vor dem Zweiten Vatikanum, der, wenn er nicht wie damals offiziell aufgefangen und zum Teil legitimiert wird, auf längere Sicht sogar zu einer Kirchenspaltung führen könnte. Schließlich glaube ich fest an den Beistand und die Wirkkraft des Heiligen Geistes, der die Kirche aus aller Unsicherheit und Angst herausführen wird, wie damals durch Johannes XXIII., und zwar nicht in erzwungener Uniformität, sondern gerade durch das Zusammenwirken vieler Kräfte in „versöhnter Verschiedenheit“.

Ich bin dankbar, daß ich das Konzil, dieses große Geschenk des Geistes miterleben durfte. Ich möchte in den Jahren, die Gott mir noch schenkt, als „Zeitzeuge“ weiter über das Konzil informieren und es auch interpretieren. Ich setze eine ganz große Hoffnung auf Papst Benedikt XVI., daß er – der wie kein anderer das Konzilsgeschehen kennt und es als junger Theologe maßgeblich mitgestaltet hat – nun all seine Kräfte einsetzt, es zu „verheutigen“ und uns hilft, die vielen noch ungehobenen Schätze zu entdecken.

ANMERKUNGEN

¹ Can. 401 § 1 CIC/1983.

² Vgl. R. Stecher, Bischöfliche Wegweiser. Doppeljubiläum von Kardinal Franz König u. Weihbischof Helmut Krätzl, in dieser Zs. 220 (2002) 795–801.

³ DH 3373, 3394–3397, 3398 sowie Teile des Dekrets „Lamentabili“ vom 3.7.1907: DH 3401–3466.

⁴ Man denke an die Aussagen von Papst Gregor XVI. in der Enzyklika „Mirari vos“ vom 15.8.1832: DH 2730 u. 2731.

⁵ J. Ratzinger, Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis (München 2000). Im Vorwort „Einführung in das Christentum“ – gestern, heute, morgen“ (9–26) rechtefertigt er die unveränderte Neuauflage: „Die Grundorientierung, so denke ich, war richtig. Deswegen wage ich es, das Buch auch heute noch einmal in die Hand des Lesers zu legen“ (26).

⁶ Abgehalten 1974. Dokumentiert in: Österreichischer Synodaler Vorgang, hg. v. Sekretariat des Österreichischen Synodalen Vorganges (Wien 1974).

⁷ Österreichisches Jahrbuch für Politik 1984, hg. v. A. Khol u. A. Stirnemann (München 1985); vgl. darin bes. A. Khol, Katholikentag u. Papstbesuch 1983: Eine kritische Würdigung (401–435) sowie H. Schneider, Katholizismus, Pluralismus u. kirchliche Politik in Österreich. Anmerkungen zum Beitrag von Andreas Khol (437–495).

⁸ Vgl. ebd. 431, bes. Anm. 75.

⁹ Beschluß: „Der Religionsunterricht in der Schule“, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe. Bd. 1, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Freiburg ³1976) 123–152; vgl. dazu L. Volz, Einleitung: Der Religionsunterricht in der Schule, in: ebd. 113–122, 116.

¹⁰ Beschluß: Religionsunterricht 2.5.1, in: ebd. 139.

¹¹ Beschluß: Religionsunterricht 2.5.1, in: ebd. 139f.

¹² Beschluß: Religionsunterricht 2.6, in: ebd. 141.

¹³ Dokumentiert in: VCL, Die Österreichische Höhere Schule. Organ der Vereinigung christlicher Lehrerinnen u. Lehrer an höheren u. mittleren Schulen (Wien 1994) H. 2, 21–26.

¹⁴ H. Krätzl, Im Sprung gehemmt. Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt (Mödling ⁴1994).

¹⁵ O. H. Pesch, Das Zweite Vatikanische Konzil. 40 Jahre nach der Ankündigung – 34 Jahre Rezeption, in: Herausforderung Aggiornamento. Zur Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils, hg. v. A. Auer (Altenberge 2000) 74.

¹⁶ Vgl. H. Krätzl, Neue Freude an der Kirche (Innsbruck ²2002) 185–204: „Dramatisches Ringen um die rechte Pastoral an wieder verheirateten Geschiedenen“.

¹⁷ Vgl. ebd. bes. 127–222: „Spannungen in der Kirche“.

¹⁸ Auch in Belgien wird das Theologiestudium bei jungen Menschen immer beliebter, wie Kathpress – Tagesdienst, 7.1.2005, meldet.

¹⁹ J. H. Weiler, Ein christliches Europa. Erkundungsgänge (Salzburg 2004); zit. nach: Die Furche, 12.8.2004, 17.

²⁰ Ebd.

²¹ Zit. nach Kardinal Christoph Schönborn in einer Predigt in Maria Zell, in: Kathpress Sonderpublikation, Nr. 3/2004, 8.

²² Apostolisches Schreiben „Tertio millennio adveniente“ (10.11.1994), Nr. 36 (VapSt 119, Bonn 1994).